

Max Fuchs

Kunst als Erkenntnis – Ästhetik als Erkenntnistheorie?

Künstlerisches und wissenschaftliches Wissen
im historischen Vergleich von Wissenskulturen

kopaed

Max Fuchs

Kunst als Erkenntnis – Ästhetik als Erkenntnistheorie?

Max Fuchs

Kunst als Erkenntnis – Ästhetik als Erkenntnistheorie?

kopaed (muenchen)
www.kopaed.de

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-86736-574-1
eISBN 978-3-86736-604-5

Druck: docupoint, Barleben

© kopaed 2020
Arnulfstraße 205, 80634 München
Fon: 089. 688 900 98 Fax: 089. 689 19 12
e-mail: info@kopaed.de Internet: www.kopaed.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Einleitung: Der Mensch und sein Wissen in der Entwicklung	11
 Teil 1: Historische Epistemologie: Zur Anthropogenese der Fähigkeit zum Wissen	
2. Epistemologie als kontext- und kultursensible Lehre vom Erkennen	29
3. Zur Naturgeschichte des Denkens	33
4 Zur Kulturgeschichte des Erkennens: Wir sind „Fische im Wasser der Kultur“ (Michael Tomasello)	41
5. Wissensformen in ihrer Vielfalt: Historische und systematische Annäherungen	45
 Teil 2: Zur kulturellen Entwicklung von Wissenschaft und Philosophie	
6. Die Wurzeln wissenschaftlichen Denkens	57
7. Zur Entwicklung und Ausdifferenzierung des wissenschaftlichen Wissens	65
8. Krisen, Kritik und wissenschaftliche Revolutionen	79
9. Wissenschafts- und Vernunftkritik	87
10. Pädagogische Wissenskulturen im Wandel	99
11. Der „Schwarze Tod“ als Herausforderung für Wissen und Glauben – Ein Fallbeispiel	115
 Zwischenbemerkung: Zusammenfassung und Bewertung	 125

Teil 3: Das Wissen der Künste

12. Problemstellungen und kunsttheoretische Grundlagen	131
13. Zur Anthropologie der Künste	139
14. Das Wissen der Künste: Historische Annäherungen	147
15. Das Wissen der Künste: Systematische Annäherungen	161
16. Hinweise zur Spezifik des Wissens der Künste	175

Teil 4: Wissenskulturen heute

17. Das Wissen der Wissenschaften und der Künste über die Natur	187
18. Das Wissen, die Künste und die Digitalisierung: Ein kurzer Streifzug	205
19. Künstlerische Forschung und „anderes Wissen“ im Wandel der Wissenskulturen	217
Schlussbemerkungen: Falsche Gegensätze	227
Literatur	231

Vorwort

Ein erster Anlass für dieses Buch ist die in den letzten Jahren immer häufiger sowohl im Bereich der kulturellen Bildungsarbeit als auch im Feld der Künste anzutreffende Rede von einer „ästhetischen“ oder „Kulturforschung“. Soweit es bei diesen Praktiken darum geht, die Wahrnehmung der gegenständlichen, sozialen oder der geistigen Welt („Weltverhältnisse“) oder der eigenen Person („Selbstverhältnisse“) zu verbessern und zu sensibilisieren, ist ein solcher Ansatz natürlich nicht nur legitim, sondern wird – wie zu zeigen sein wird – quasi von Beginn der Menschwerdung an praktiziert. Verwundert kann man allerdings über Folgendes sein: Im Zuge einer Kritik der Moderne sind insbesondere die moderne Rationalität und Vernunft – etwa unter dem Stichwort einer bloß noch „instrumentellen Vernunft“ – auf die Anklagebank gesetzt worden, dass nämlich sie die Ursache für alle Pathologien der Moderne seien. Kernbereich der Rationalität der Moderne ist die Wissenschaft, so wie sie sich in Ansätzen bereits bei den Griechen und ihrer Entdeckung des theoretischen Denkens und dann mit großer Dynamik im Rahmen der wissenschaftlich-technischen Revolution zu Beginn der Neuzeit entwickelt hat. Eine Kritik der Moderne ist daher in den meisten Fällen mit einer Kritik an dem Wissenschaftsparadigma und ihrem spezifischen Verständnis von Rationalität verbunden.

Spätestens seit dem 18. Jahrhundert macht man sich daher auf die Suche nach Alternativen zu einer so verstandenen Vernunft. Es liegt auf der Hand, dass hierbei die Künste und ihre spezifische Erfassung von Welt, verstanden als „das Andere der Vernunft“, ein immer größeres Interesse finden. Nun muss man sehen, dass ein Charakteristikum einer wissenschaftlichen Zugriffsweise das oft experimentelle Erkunden von bislang Unbekanntem ist. Dies wird im Wesentlichen mit dem Begriff der Forschung beschrieben. Auch wenn man im alltäglichen Gebrauch des Forschungsbegriffs darunter jeden Versuch verstehen kann, sein Wissen zu erweitern, so ist doch bei einem strengeren Gebrauch dieses Begriffs eine enge Verbindung mit Wissenschaft zu unterstellen. Lässt man sich auf diese Überlegungen ein, dann ergibt sich zwangsläufig die Frage, wieso man ausgerechnet bei einer ästhetischen Zugriffsweise auf die Welt und einer entsprechenden Generierung von Wissen den eng mit dem wissenschaftlichen Paradigma verbundenen Forschungsbegriff verwenden muss.

Die so entstehende Verwunderung vergrößert sich noch, wenn man berücksichtigt, in welcher Weise die Politik zurzeit Einfluss auf die Gestaltung unserer Wissenskultur Einfluss nehmen will. Die Rede ist von einer „Evidenzbasiertheit von Politik“, wobei eine solche Evidenzbasiertheit nahezu ausschließlich mit empirisch-quantitativen wissenschaftlichen Methoden erreicht werden soll. Gerade im Bereich der Künste und der kulturellen Bildung akzeptiert man zwar die Legitimität einer solchen Forschungsmethode, weist aber immer wieder darauf hin, dass das Tableau möglicher Forschungsmethoden sehr viel umfangreicher ist und es möglicherweise Methoden gibt, die für den infrage kommenden Gegenstand in diesen Bereichen angemessener sind.

Auf einer allgemeineren Ebene ergibt sich somit die Frage, wie sich Wissenskulturen historisch entwickeln, welche Wissensformen es gibt, wie sie entstehen, wie sie begründet werden, wie ihr jeweiliger Geltungsbereich beschrieben werden kann und welche Rolle dies alles in der Politik und in der Pädagogik spielt. Ich gehe im Folgenden von einer Pluralität von Wissensformen aus und versuche, in historischer und systematischer Zugriffsweise Antworten auf diese Frage zu finden. Insbesondere geht es hierbei um die Entwicklung von Wissenschaft als spezifischer Form einer Wissenserzeugung, und es geht um „das Wissen der Künste“ (so der Titel eines DFG-Forschungsprojektes), ebenfalls in seiner historischen Entwicklung. Dabei ist zu berücksichtigen, dass lange Zeit, zumindest bis zur Trennung von Glauben und Wissen bei Luther und Descartes (mit je anderer Akzentsetzung), das religiöse Wissen dominierte, demgegenüber sich ein säkulares Wissen der Philosophie und der entstehenden Wissenschaften legitimieren musste.

Ein wichtiges Ergebnis dieser Untersuchungen kann bereits vorweg formuliert werden: Eine scharfe Abgrenzung von wissenschaftlichem und künstlerischem Wissen, wie sie heute gelegentlich anzutreffen ist, ist jüngerem Datums. Man kann sogar zeigen, dass nicht bloß die bedeutenden Naturforscher zu Beginn der Neuzeit eine solche Abgrenzung überhaupt nicht verstanden hätten: Es gibt auch gute Gründe dafür anzunehmen, dass auch heutige Forschung nicht verstanden werden kann, wenn man ein zu enges und rigides Verständnis von Rationalität zu Grunde legt. Vielmehr spielen gerade bei den bedeutenden Forscherinnen und Forschern vorrationale Ideen und Fantasien eine entscheidende Rolle, bevor Hypothesen formuliert werden können, die dann später mit den Methoden der exakten Wissenschaften überprüft werden. Es gibt also sowohl wissenschaftstheoretische, aber auch pädagogische und politische Gründe dafür, eine Brücke zu schlagen zwischen den unterschiedlichen Methoden der Wissensgenerierung, was insbesondere heißt, einen rigiden Szientismus ebenso abzulehnen wie einen rigiden Antirationalismus.

Diese zwar komplexe, aber von der Themenstellung her begrenzte Aufgabenstellung ist Teil einer umfassenderen Frage, der Frage nämlich, wie wir leben wollen. Die Beantwortung dieser Frage ist abhängig von dem Wissen, das wir über die Natur, über uns selbst, aber auch über die gesellschaftlichen Bedingungen unseres eigenen Projektes des guten Lebens haben. Es ist also keineswegs gleichgültig, welches Wissen wir generieren, wie wir es bewerten und nutzbar machen: Eine Engführung genutzter Wissensformen führt zwangsläufig zu Fehlentscheidungen bei der Gestaltung der Natur, unserer Gesellschaft und unseres Lebens.

Es ist aus meiner Sicht eine plausible Annahme, dass Pathologien in unserer heutigen Gesellschaft mit einer (politischen) Favorisierung einer bestimmten Wissensform und einer Engführung dessen zu tun haben, was unter „Rationalität“ verstanden werden soll. So hat ein nutzenorientiertes und ausbeuterisches Verhältnis gegenüber der Natur zu den heutigen ökologischen Problemen beigetragen. Und es hat im Bereich des Wirtschaftens die Dominanz eindimensionaler Wirtschaftstheorien zu den ökonomischen und sozialen Problemen geführt.

Eine solche einseitig verstandene Rationalität hat auf der anderen Seite immer wieder zu einer generellen Kritik an der Vernunft, an der Moderne, an Technik und Wissenschaft geführt. Zudem wurden ästhetische Gegenwelten zur Moderne konstruiert in der Hoffnung, dass die derart gestaltete neue Gesellschaft frei von den kritisierten Pathologien ist. Dies hat allerdings nicht zu einer lebenswerten Gesellschaft geführt, sondern in seiner radikalen Ausprägung sogar zu den verschiedenen Zivilisationsbrüchen des 20. Jahrhunderts.

Es kommt daher darauf an, eine Wissens- und Wissenskulturskultur zu finden, die die Basis für eine demokratische Gestaltung der Gesellschaft als Rahmenbedingung für die Realisierung des je individuellen Projektes des guten Lebens bilden kann. Dazu ist es nötig, einen genaueren Blick auf das sich entwickelnde und verändernde Verständnis von Rationalität und Wissen zu werfen

Einleitung: Der Mensch und sein Wissen in der Entwicklung

Zur Entwicklung und Ausdifferenzierung von Wissensformen

Im Vorwort wurde als eine Motivation für die vorliegende Arbeit die Frage angeführt, in welcher Beziehung wissenschaftliches Wissen und ein Wissen, das die Künste bereitstellen, zueinander stehen. Denkt man über diese Frage nach, so ergibt sich eine Fülle weiterer Fragen: Welche Rolle spielt eigentlich Wissen bei unserer Lebensgestaltung? Wo kommt dieses Wissen her und wie erlangen wir es? Wissen unterscheidet sich vom bloßen Meinen oder Glauben durch einen besonderen Anspruch auf Wahrheit. Doch wie begründen wir diesen Anspruch und welche Konzeptionen von Wahrheit gibt es überhaupt? Man kann noch grundsätzlicher fragen, wie überhaupt die Fähigkeit des Menschen, Wissen zu erzeugen und mit dem Wissen im Kontext seiner Lebensgestaltung umzugehen, entstanden ist. Man wird zudem recht bald sehen, dass es neben dem Wissen der Künste und einem wissenschaftlichen Wissen auch ganz andere Wissensformen gibt, etwa solche, die für unser praktisches Handeln im Alltag notwendig sind.

Damit ist man bei der Frage unterschiedlicher Wissensformen und ihrer Beziehung zueinander angelangt. Recht schnell wird man zudem sehen, dass sich die Vorstellung von Wahrheit und ihrer Absicherung und damit die Konzeptionen von Wissen im Laufe der Zeit verändert haben. Das Wissen des Frühmenschen, des antiken Menschen in Griechenland oder in Rom, das Wissen des mittelalterlichen Menschen, das Wissen des Menschen der Renaissance, der beginnenden Neuzeit, der Moderne und schließlich der Gegenwart wird sich vermutlich deutlich unterscheiden. Man kann daher fragen, in welcher Weise man diese Unterschiede beschreiben kann und wie sie zustande gekommen sind. Hat man diese historische Dimension bei der Betrachtung von Wissen in den Blick genommen und damit eine *Dynamisierung des Wissensbegriffs* erreicht, so wird man ohne Schwierigkeiten einsehen können, dass es zu weiteren Entwicklungen des Wissens – nicht nur dem Umfang, sondern auch der Qualität und der Art des Wissens nach – in Zukunft kommen wird und es zudem regionale und kulturelle Unterschiede im Verständnis von Wissen gibt.

Dies führt auch im vorliegenden Text zu der Überzeugung, dass man Wissen konkret in soziale, politische, historische und kulturelle Kontexte einbetten muss. Im Zusammenhang unterschiedlicher Disziplinen, die sich mit solchen Fragen befassen, bietet sich daher die (historische) Epistemologie, nämlich eine Untersuchung des Erkennens, bei der die genannten Kontexte wesentlich berücksichtigt werden,

an (Rheinberger 2007, siehe auch Schnädelbach 2002). Doch welche Formen von Wissen gibt es eigentlich?

Wissenschaften haben das Ziel, Erkenntnisse über ihren jeweiligen Untersuchungsgegenstand zu liefern. Sie tun dies in einer systematischen Absicht und nach strengen Regeln, die die Gemeinschaft der jeweiligen Wissenschaftler/innen akzeptieren. Es gibt zwar unterschiedliche wissenschaftstheoretische Ansätze, hinter denen durchaus verschiedene Konzeptionen von Wissenschaft und der Herstellung von wissenschaftlichem Wissen stehen, doch gibt es allgemein akzeptierte Standards, zu denen etwa das Kriterium der Überprüfbarkeit der Ergebnisse gehört. Wissenschaften haben sich im Zuge der Neuzeit erheblich ausdifferenziert, sodass man inzwischen von einer dreistelligen Zahl von Einzelwissenschaften ausgehen kann. Es gibt also eine Spezialisierung sowohl im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand als auch im Hinblick auf die angewandten Methoden.

Auch die Philosophie liefert ein spezifisches Wissen. Auch hier gibt es jeweils unterschiedliche schulspezifische Standards. Als generelles Ziel von philosophischem Wissen kann man die methodische, kritische und kontinuierliche Selbstreflexion des Menschen, seiner Aktivitäten und seiner Einwirkungen auf sich, die Natur und die Gesellschaft formulieren. Auch die Philosophie hat sich wie die Wissenschaften in der Neuzeit erheblich ausdifferenziert, sodass man unterschiedliche Disziplinen unterscheiden kann, die jeweils ein anderes Handlungsfeld des Menschen (Natur, Gesellschaft, Politik, Kosmos, der Mensch selbst mit seinen unterschiedlichen Fähigkeiten, Kultur in ihren verschiedenen Ausdifferenzierungen wie etwa Sprache, Religion, Kunst, Technik etc.) bearbeiten. So gibt es etwa Sprach-, Religions-, Technik-, Kunst-, Kultur-, Bildungs- und Moralphilosophie. Es gibt Erkenntnistheorie, Anthropologie und Wissenschaftsphilosophie und nicht zuletzt eine vergleichende interkulturelle Philosophie. Man kann also verschiedene Handlungsfelder und Gegenstandsbereiche unterscheiden, für die es jeweils spezialisierte und zum Teil institutionalisierte Untersuchungsstrategien gibt. Wie erwähnt ist das ausdifferenzierte Wissenschaftssystem als ein solches institutionalisiertes System der Generierung von Wissen entstanden.

Auch die Künste lassen sich als Handlungsfeld und als gesellschaftlicher Teilbereich verstehen, der die Aufgabe hat, der Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten (so eine klassische Formulierung von Shakespeare). Sie tun dies auf eine andere Weise als die Wissenschaften und die Philosophie, die in dem vorliegenden Text genauer im Unterschied zu dem Vorgehen der Wissenschaften untersucht werden soll.

Die jeweiligen Denk-, Wissens- und Forschungssysteme, die etwa in den Feldern der Politik, der Ökonomie, der Religion, der Technik etc. entstanden sind, lassen sich über ihren genuinen Anwendungs- und Forschungsbereich hinaus auch auf andere

Felder anwenden. Sie sind gekennzeichnet durch ein bestimmtes Erkenntnisinteresse, das jeweils ein wissenschaftliches, ästhetisches, politisches, ökonomisches, religiöses etc. Erkenntnisinteresse sein kann. So kann man etwa unter einer ökonomischen Perspektive die Natur (etwa im Hinblick auf ihre Kommerzialisierung) oder die Künste (etwa im Hinblick auf die Rolle von Kunstmärkten) untersuchen. Man kann in einer politischen Perspektive ebenfalls die Natur (etwa unter dem Aspekt der Beherrschung und der Machtausübung), den Menschen selbst (etwa als *zoon politikon*) oder den Bereich der Wirtschaft (etwa im Hinblick auf Machtstrategien großer Unternehmen) untersuchen.

In einer systematischen Perspektive entstehen so eine *Matrix* und ein *Frageraster*, bei dem man die spezifischen und spezialisierten Strategien der Wissensentwicklung in den Wissenschaften, den Künsten, der Politik, der Ökonomie, der Religion, der Technik etc. auf alle Felder anwenden kann, mit denen es der Mensch zu tun hat (Natur, Gesellschaft, Geschichte, Geographie, der Mensch selbst etc.). Der vorliegende Text greift aus dieser Fülle möglicher Untersuchungen lediglich zwei heraus, nämlich das Wissen, das Wissenschaften produzieren, und das Wissen, das uns die Künste über uns und die Welt liefern.

Damit wird offensichtlich nur ein Teilbereich unterschiedlicher intellektueller Zugangsweisen zur Welt und zu sich selbst angesprochen. Der konkrete Mensch jedoch ist mit einer komplexen Vielfalt unterschiedlicher Handlungsanforderungen aus den unterschiedlichsten Bereichen seiner Lebenswelt konfrontiert. *In einer pädagogischen Perspektive geht es also darum, dass jeder Einzelne die notwendigen Kompetenzen erwirbt, um in jedem dieser Handlungsfelder handlungsfähig zu sein*, also etwa in der Politik, in der Wirtschaft (als Arbeitnehmer und als Konsument), als Mitglied der Gemeinschaft (Familie, Freundeskreis, Vereine etc.) und nicht zuletzt als jemand, der die „Kultur“ seiner Gesellschaft (Wissenschaften, Religion, Künste, Medien etc.) nutzen und auch gestalten will. Diese Ausgestaltung einer komplexen Handlungsfähigkeit kann man *Bildung* nennen, wobei das Ziel in einer (etwa von Kant so genannten) Mündigkeit besteht, so wie es in der Neuzeit zunehmend als Anspruch und Menschenrecht entwickelt wurde.

Spätestens hier zeigt sich das spezifische pädagogische Interesse an dem Vergleich unterschiedlicher Wissensformen, weil durch diese Perspektive eine Norm für die Bewertung der unterschiedlichen Wissensformen gewonnen wird. Man kann nämlich fragen, inwieweit die unterschiedlichen Zugangsweisen zur Welt einen Beitrag zu einer so verstandenen Bildung des Subjekts leisten können. Dies mag man für selbstverständlich halten, doch ist zu berücksichtigen, dass es bei der intellektuellen Erfassung der Welt, also bei der Produktion von handlungsleitendem „Wissen“, nicht nur immer wieder zu Irrtümern kommt, sondern dass man gelegentlich auch

bewusst mit einem scheinbaren Wissen agiert, das nur den Interessen einer kleinen Gruppe der Gesellschaft oder auch nur einzelner Personen dient.

Im Hinblick auf Bildung bedeutet dies, dass man eine *kritische Haltung* gegenüber dem angebotenen Wissen einnehmen muss, dass man also ein Wissen über Wissen, also ein Metawissen – etwa über die Interessengebundenheit von Wissensgenerierung, über ideologische Verzerrungen, über die Möglichkeit von Irrtümern, über Probleme bei der Anwendung oder einem Transfer von Wissen auf andere Bereiche – erwerben muss.

Das Wissen der Künste und der Wissenschaften und die Mentalität der Menschen

Zweifelloos hat die Untersuchung, welches Wissen die Künste bzw. die Wissenschaften produzieren, einen Wert für sich. Dies gilt insbesondere dann, wenn man die jeweiligen Wissensformen in ihrer historischen Entwicklung untersucht und in eine Beziehung zu den jeweiligen politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Kontexten setzt. Denn dann wird deutlich, dass auch die aktuelle Auffassung der jeweiligen Wissensform nicht notwendig das Ende einer Entwicklung bedeutet. *Es geht also um eine Kontextualisierung und eine Dynamisierung unserer Vorstellungen im Hinblick auf das Wissen.* Zu diesem Themenkomplex gehört dann auch die Fragestellung dieses Textes, nämlich beide Wissensformen miteinander zu vergleichen. Wer vergleicht, braucht Vergleichsmaßstäbe, und man wird sehen, dass sich auch diese Maßstäbe in der Geschichte verändert haben und vermutlich in Zukunft noch weiter verändern werden. Die bislang formulierte Fragestellung hat also eine historische Dimension, sodass die Geschichte der Wissenschaften und der Künste eine Rolle spielen müssen. Sie hat aber auch eine systematische Dimension, so wie sie etwa in der Wissenschafts- oder Kunsttheorie ausgelotet wird.

Im Falle des vorliegenden Textes ist jedoch kein eigenständiger Beitrag zur Kunst- oder Wissenschaftstheorie geplant, sondern er wird in einem erziehungs- und kulturwissenschaftlichen Interesse verfasst. Dies bedeutet etwa, dass die Frage der individuellen Lebensgestaltung in den Mittelpunkt des Interesses rückt, konkreter: dass es um die Frage geht, welche Beiträge das Wissen der Künste bzw. der Wissenschaften bei der Gestaltung des je individuellen Projektes des (alltäglichen) guten Lebens leisten können. Dies hat zur Folge, dass es nicht genügt, in Intellektuellendiskursen von Philosophen, Wissenschaftlern oder Theologen (so wie sie im letzten Abschnitt angesprochen wurden) die Rolle unterschiedlicher Wissensformen aufzuspüren, sondern sich die Frage zu stellen, welche Rolle diese Wissensformen im Alltag der „normalen“ Menschen spielen.

Dabei ergibt sich ein komplexes Geflecht wechselseitiger Beeinflussungen zwischen den Intellektuellendiskursen und dem Alltag der Menschen. Spätestens mit der Entstehung einer Öffentlichkeit, wie sie etwa Jürgen Habermas in seiner Habilitationsschrift untersucht hat, werden solche Beziehungen und Kommunikationsformen institutionalisiert. Das jeweilige Wissen und die unterschiedlichen Wissensformen sind dabei Bestandteile einer individuellen oder auch kollektiven *Mentalität* der Menschen. Insbesondere hat sich in Frankreich im 20. Jahrhundert als spezifische Form der Geschichtsschreibung eine „Mentalitätsgeschichte“ entwickelt. Eine frühe Studie stammt von dem niederländischen Wissenschaftler Johann Huizinga (1961; zuerst 1941) mit seinem Buch über den „Herbst des Mittelalters“. Im Untertitel beschreibt er dieses Buch als Studie „über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden“. Er untersucht etwa die Sehnsucht nach schönerem Leben, er untersucht den „Traum von Heldentum und Liebe“, das Bild des Todes, Frömmigkeitstypen, religiöse Erregungen und ästhetische Empfindungen. Es geht also gerade nicht um die politischen Haupt- und Staatsaktionen, die bislang in der traditionellen Geschichtsschreibung im Mittelpunkt standen, sondern es geht um die Bewältigung des Alltags der Menschen. So definiert es auch Peter Dinzelbacher (1993):

„Historische Mentalität ist das Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens, das für ein bestimmtes Kollektiv in einer bestimmten Zeit prägend ist. Mentalität manifestiert sich in Handlungen.“ (XXI)

Verwandt mit einem so verstandenen Begriff von Mentalität ist etwa der Begriff des Habitus, so wie er etwa von Norbert Elias oder von Pierre Bourdieu (im Anschluss an den Kunsthistoriker Erwin Panofsky) entwickelt wurde. Auch der Begriff des Deutungsmusters gehört zu dieser Begriffsfamilie. Es geht dabei darum, die Menschen, die Welt und sich in dieser Welt zu verstehen, also zu untersuchen, wie die Menschen die Welt und sich selbst deuten, wie und woher sie eine Orientierung für ihre Lebenspraxis finden und wann sie gegebenenfalls diese Orientierungen verändern.

In der Geschichte des Okzidents spielt dabei das Verhältnis von Glauben und Wissen eine zentrale Rolle, so wie es etwa Jürgen Habermas in seiner Genealogie untersucht hat (s. u.). Allerdings beschränkt sich Habermas auf Elitendiskurse, also auf die Debatten zwischen Philosophen, Wissenschaftlern und Theologen. Der Alltag der Menschen spielt bestenfalls dort eine Rolle, wo Mythen und mythologisches Denken behandelt werden. Auch die Künste werden gelegentlich erwähnt, doch wird – durchaus im Einvernehmen mit entsprechenden Darstellungen aus der Kunstgeschichte – ästhetische Erfahrung als Weiterentwicklung bzw. Ersatz für eine religiöse Erfahrung verstanden, weil letztere im Zuge der Säkularisierung ihre einstmalige bedeutende Rolle im Laufe der Modernisierung zunehmend verliert.

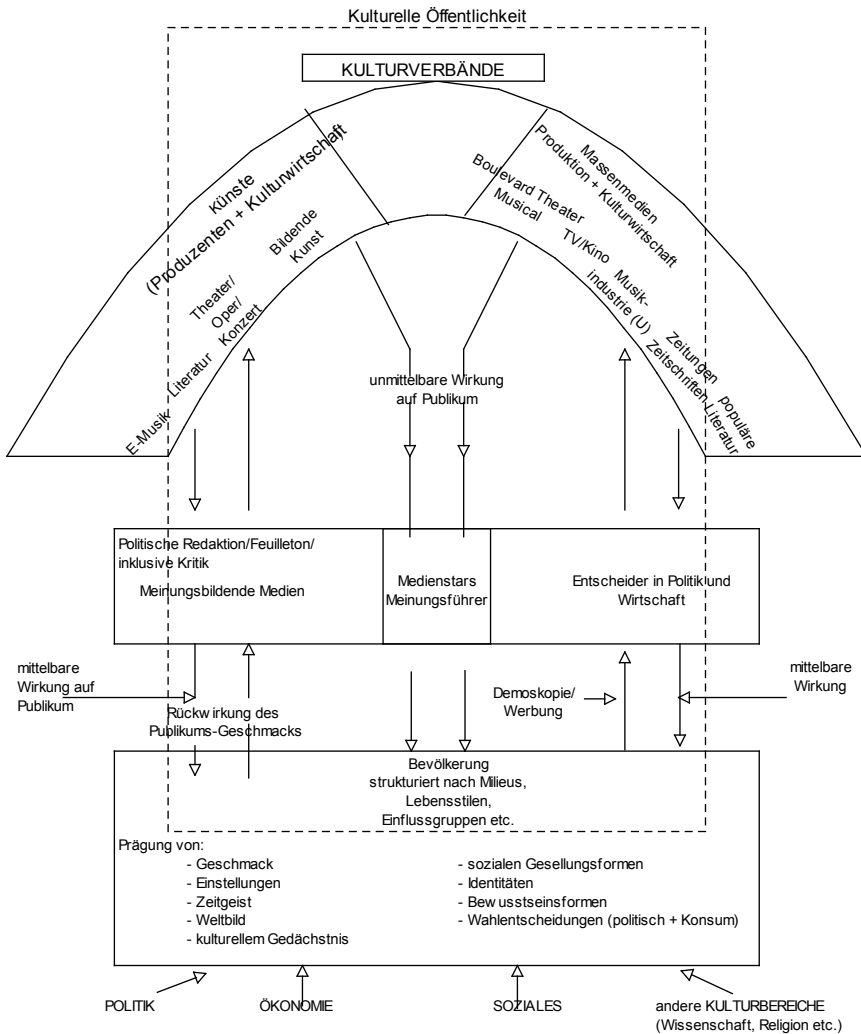
All diese Prozesse können gerade wegen ihrer komplexen Geschichte hier nur angedeutet werden, sodass es interessant sein kann, zumindest exemplarisch an einem bestimmten Ereignis zu zeigen, wie die unterschiedlichen Wissensformen bei der Bewältigung dieses Ereignisses genutzt wurden. Interessant sind in diesem Zusammenhang solche Ereignisse, die alle Menschen berühren. Man denke etwa an den 30-jährigen Krieg mit seinen gravierenden Auswirkungen insbesondere im Zentrum des europäischen Kontinents. Man denke an das Erdbeben von Lissabon Mitte des 18. Jahrhunderts, das nicht nur Theologen, Philosophen und Wissenschaftler beschäftigt und in Unruhe versetzt hat. Ich habe als kleine Fallskizze den Ausbruch der Pest im 14. Jahrhundert ausgesucht.

Die Graphik 1 zeigt Wirkungsweisen und Einflüsse auf die Mentalität der Menschen in unserer heutigen Gesellschaft.

Zum Gang der Untersuchung

Bereits diese ersten noch groben Überlegungen haben also ein Ergebnis: Zum einen ist deutlich geworden, dass man nicht von einem statischen und unveränderlichen Wissensbegriff ausgehen kann, der über alle Zeiten hinweg und in allen Kulturen Gültigkeit hat. Das Vorgehen, die jeweiligen, historisch vorfindlichen Wissensformen in ihrer Entwicklung zu verstehen und dabei die sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Kontexte zu berücksichtigen, bringt das Problem mit sich, dass man immer wieder – auch aus darstellungstechnischen Gründen – jeweils das Soziale, das Ökonomische, das Politische und das Kulturelle für sich behandeln muss. Dies ist für die ausdifferenzierte moderne Gesellschaft einsichtig, zumal man sich hier auf systemtheoretische Überlegungen etwa des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons (und seiner Nachfolger) beziehen kann, der die Gesellschaft in die vier Subsysteme Politik, Ökonomie, Gemeinschaft und Kultur aufteilte, wobei jedes dieser Subsysteme über ein spezifisches Kommunikationsmedium (Macht, Geld, Solidarität und Sinn) verfügt und gegenüber den anderen Subsystemen eine gewisse Autonomie hat. Eine solche Ausdifferenzierung der Gesellschaft kann aber früheren Gesellschaftsformationen nicht unterstellt werden. Es liegt also der Verdacht nahe, dass versucht wird, historische Entwicklungen mit Kategorien zu beschreiben, die dafür nicht gedacht waren. Daher ist an Überlegungen zu erinnern, die andere Historiker bei der Reflexion dieses Problems angestellt haben. So orientiert sich die umfangreiche deutsche Gesellschaftsgeschichte von Hans-Ulrich Wehler (2008) ebenfalls in ihrer Gliederung an den genannten vier gesellschaftlichen Feldern. Ebenso geht Richard von Dülmen (1998) für die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts vor. Er führt dazu aus:

Mittelbare und unmittelbare Einflussmöglichkeiten der Künste und Medien ein Wirkungsmodell



Graphik 1

„Mit der getrennten Behandlung der Ökonomie, Politik und Kultur in der frühen Neuzeit soll nicht ihre Autonomie suggeriert werden, im Gegenteil, die meisten Phänomene der frühneuzeitlichen Gesellschaft lassen sich adäquat nur im Kontext zunehmender Marktausweitung, herrschaftlicher Machtexpansion, kultureller Verhandlungsdispositionen und sozialer Klassenkonstellation begreifen. Den strukturellen Zusammenhang zum Beispiel der frühkapitalistischen Entwicklung mit dem Formierungsprozess des frühmodernen Staates, von der Entstehung der modernen Wissenschaft und der Festschreibung der Ständegesellschaft eigens zu thematisieren, überschreitet allerdings das Ziel und die Möglichkeiten unserer Darstellung und Analyse. Mit einer getrennten Darstellung von an sich untrennbaren Bereichen wie Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur unterwirft sich die Arbeit letztlich wieder Ordnungskriterien, die nicht der frühen Neuzeit entstammen, sondern der modernen Gesellschaft verpflichtet sind.“ (18)

In dem vorliegenden Text wird zumindest ansatzweise versucht, solche in dem Zitat angesprochenen Beziehungen zu beschreiben. Es geht dabei innerhalb des kulturellen Systems um das Verhältnis zweier Wissensformen, es geht aber auch in Anlehnung an eine epistemologische Methode um die Berücksichtigung der politischen, kulturellen, ökonomischen und sozialen Kontexte.

Man muss insbesondere den Begriff des Wissens einordnen in die Lebensbewältigung des Menschen. Damit bietet sich eine anthropologische Zugangsweise an, wobei mein Zugang zu anthropologischen Fragen wesentlich den Entwicklungsaspekt einbezieht, also danach fragt, inwieweit sich Dispositionen des menschlichen Lebens in der Anthropogenese entwickelt haben (z. B. Fuchs 2017). Der Mensch muss sowohl als Naturwesen als auch als Kulturwesen verstanden werden, sodass man im Rahmen einer kulturellen Evolution berücksichtigen muss, dass und wie der Mensch zunehmend in die Lage gekommen ist, die Bedingungen seines Lebens selbst zu gestalten („Kultur“), er also ein kulturell verfasstes Wesen ist. Diese Möglichkeiten einer kulturellen Evolution sind in seiner Naturgeschichte, also der Phylogenese der Gattung Mensch, entstanden (siehe etwa Dux 1990 und 2000; Donald 2008; Parzinger 2015).

Angewandt auf das Wissen als Teil einer ganzen Reihe kognitiver Funktionen (Denken, Erkennen, Problemlösen, Erinnern, Beurteilen, Prognostizieren, Schlussfolgern etc.; vgl. Schnädelbach 2002) ergibt sich so die Frage nach den naturgeschichtlichen Grundlagen der Fähigkeit zur Generierung und Anwendung von Wissen. In einer solchen globalen historischen Perspektive ist rasch einzusehen, dass die heutige Ausdifferenzierung unterschiedlicher Lebensbereiche in der modernen Gesellschaft jungen Datums ist, was insbesondere heißt, dass man Entwicklungsetappen bei der

Genese der Fähigkeit zu wissen unterscheiden muss. So spricht man den Griechen die Entdeckung einer theoretischen Ebene in dem kognitiven Zugang zur Welt und zu sich zu (Klix 1980, Snell 1948). Man spricht von einer Entwicklung vom Mythos - als einer frühen Form intellektueller Welterfassung - zum Logos, so wie er sich in der griechischen Antike in den unterschiedlichen Konzeptionen einer zu dieser Zeit entstandenen „Philosophie“ artikuliert (Nestle 1975). Die Griechen unterscheiden bereits in diesem frühen Stadium zwischen *doxa* (als bloßem Meinen) und *episteme* (als begründbarem Wissen).

Philosophie bedeutet wörtlich Liebe zur Weisheit (*sophia*), sodass sich die Frage stellt, in welcher Beziehung eine so verstandene Weisheit zu dem philosophischen Wissen steht (Gloy 2007). Man spricht davon, dass die griechische Gesellschaft eine Sklavenhalter- und Klassengesellschaft war. Dies bedeutet insbesondere, dass man die Frage danach stellen kann, wer in dieser Gesellschaft über welche Formen von Wissen verfügen konnte und Zugang hatte. Zudem gibt es einen spezifischen Wissensbegriff für den politischen Bereich: *phronesis*. Im 17. Jahrhundert formulierte der englische Philosoph Francis Bacon den Slogan: Wissen ist Macht. Man wird daher auch berücksichtigen müssen, dass Wissen in sozialen Zusammenhängen keineswegs gleichmäßig auf alle Gruppenmitglieder verteilt ist, sondern dass es ausgeklügelte Systeme gibt, die die Verteilung von Wissen regeln. Die Unterscheidung von esoterischem und exoterischem Wissen, also einem Wissen, das nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten zugänglich ist, und einem Wissen, das für die Allgemeinheit gedacht ist, geht auf solche Machtfragen zurück.

Man wird also von einem Nebeneinander unterschiedlicher Wissensformen ausgehen müssen, wobei kritisch die Frage diskutiert werden muss, ob die in der Literatur häufig anzutreffende lineare Entwicklung von einem punktuellen, auf konkrete Situationen bezogenen Wissen, einem mythischen Wissen, in dessen Mittelpunkt Magie steckt, zu dem theoretischen Wissen akzeptiert werden kann. Diese Überlegungen werden in Teil 1 dieser Arbeit aufgegriffen und fortgeführt.

Im zweiten Teil der Untersuchung beschäftige ich mich mit der Spezifik von wissenschaftlichem Wissen. Man wird genauer bestimmen müssen, was wissenschaftliches Wissen etwa von Alltagswissen unterscheiden. Dies bedeutet, dass man – zumindest probeweise – eine Art Systematik unterschiedlicher Wissensformen entwickeln muss. So lassen sich Wissensformen danach unterscheiden, auf welchen Gegenstandsbereich sie sich beziehen. Karl Popper hatte seinerzeit eine Drei-Welten-Theorie vorgeschlagen, die die Welt der Natur von der Welt des Geistes und der Innenwelt des Menschen unterscheidet. Man kann zu dieser Dreigliederung noch die Welt des Sozialen hinzufügen, sodass man in dieser Ausdifferenzierung

möglicher Gegenstandsbereiche auch die Zuständigkeiten im heutigen ausdifferenzierten System von Wissenschaften finden kann.

Eine weitere Ausdifferenzierungsmöglichkeit bietet die Philosophie der symbolischen Formen von Ernst Cassirer (1990), der unter anderem Sprache, Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Ökonomie, Religion und Mythos als symbolische Formen, also als Formen des Zugangs des Menschen zur Welt (und damit auch zu sich) unterscheidet. Daraus ergibt sich die Überlegung, dass es für jede der genannten symbolischen Formen eine spezifische Form des Wissens gibt, sodass man nicht bloß – wie im Vorwort geschrieben – wissenschaftliches und künstlerisches Wissen miteinander vergleichen kann, sondern auch ökonomisches, politisches, technisches, religiöses und mythologisches Wissen einbeziehen muss. Zudem ist die Rolle der Sprache zu berücksichtigen, wobei man davon ausgeht, dass spätestens für das mythische Denken Sprache erforderlich war (Campbell in Golwin 2002, 38f.). Daraus ergibt sich allerdings sofort der Gedanke, dass diese unterschiedlichen Wissensformen durchaus in einer Konkurrenzbeziehung zueinanderstehen können, da all diese Wissensformen die Welt als Ganzes in den Blick nehmen können und wollen. Ernst Cassirer schlägt vor, von einem bestimmten Brechungsindex zu sprechen, dass nämlich jede dieser symbolischen Formen die Welt unter einer bestimmten Perspektive betrachtet.

Es hat sich allerdings in der Geschichte gezeigt, dass damit der Streit zwischen den unterschiedlichen Wissensformen nicht beigelegt werden konnte, sondern dass etwa der Streit zwischen der Relevanz von religiösem Wissen und Glauben und wissenschaftlichem Wissen bis heute nicht ausgestanden ist (vgl. Habermas 2019). Daher wird man fragen müssen, in welcher Weise die unterschiedlichen Wissensformen begründet werden können, wie man sie überprüfen kann, welchem Zweck sie dienen, welche Gruppen sie verwenden, welchen Veränderungen sie unterworfen sind etc.

Trifft es zu, dass die unterschiedlichen Formen des Wissens zunächst einmal auf einen ausgewählten Gegenstandsbereich sowie auf eine bestimmte Zwecksetzung und Perspektive, im Hinblick auf die man diesen Gegenstandsbereich untersucht, bezogen sind, so ergibt sich daraus sofort die Frage, mit welcher Berechtigung man bestimmte Wissensformen und Untersuchungsmethoden über ihren genuine Gegenstandsbereich hinaus ausdehnen darf. Man kann diese Fragestellung durchaus als Leitlinie für die Kulturgeschichte des Menschen sehen, denn immer wieder hat man versucht, Denkweisen und Wissensformen, die erfolgreich in einem bestimmten Bereich waren, auch in anderen Bereichen anzuwenden. Allerdings muss man sehen, dass eine derartige „Ganzheitlichkeit“ in der Weltauffassung im antiken Griechenland der Normalfall war und sich eine Ausdifferenzierung und

Unterscheidung erst im Mittelalter entwickelt hat (Gloy 1996). So spricht man etwa von einer Mechanisierung des Weltbildes (Dijksterhuis 1956), weil offenbar ein in der Naturwissenschaft erfolgreiches mathematisch-mechanistisches Denken nunmehr auch auf Bereiche des Sozialen, des Politischen und auch des Geistes angewandt wurde, was die Kultur- und Gesellschaftskritik spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hart kritisiert hat.

Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens und der Vernunft insgesamt kann daher auch als Geschichte der Vernunftkritik geschrieben werden (für die Moderne siehe Jamme 1997 sowie Bollenbeck 2006). Immer wieder geht es dabei um die Infragestellung der Legitimität der Anwendung bestimmter Wissensformen und Untersuchungsmethoden, und dies nicht bloß bei der Ausdehnung dieser Methoden auf Bereiche, für die sie zunächst einmal nicht gedacht waren, sondern auch im Kontext ihrer Anwendung auf ihren genuinen Gegenstandsbereich. So gibt es eine deutliche Kritik an einem Verständnis von Wissenschaft, das ein enges rationalistisches Verständnis von Vernunft zu Grunde legt („instrumentelle Vernunft“, Positivismus). Man weist vielmehr darauf hin, dass diese Forschungen nicht bloß moralphilosophisch reflektiert werden müssen, sondern dass eine Wissenschaftstheorie, die von einem solch engen Rationalitätsverständnis ausgeht, auch nicht die Forschungen im genuinen Forschungsgegenstand angemessen erklären kann. Um ein Beispiel zu nennen: So weist der Wissenschaftshistoriker Ernst Peter Fischer in zahlreichen Publikationen immer wieder darauf hin, dass die Fantasie und Einbildungskraft und insbesondere auch künstlerische Methoden gerade bei der Formulierung von Hypothesen und neuen Ansätzen in den Naturwissenschaften eine entscheidende Rolle spielten (siehe etwa Fischer 2014 und 2017). Dies ist ein erster Hinweis darauf, dass künstlerisches und wissenschaftliches Wissen sehr viel enger miteinander zusammenhängen, als die heute übliche strenge Trennung beider Felder suggeriert. Ähnlich argumentiert auch die Philosophin Karen Gloy in ihren zahlreichen historischen Untersuchungen zur Genese unterschiedlicher Denkformen (Gloy 1995, 2016).

Man kann dabei zeigen, wie stark eigentlich überwunden geglaubte Denkfiguren, die zum Teil von sehr alten Mythen übernommen worden sind, Einfluss auf die Entwicklung der modernen Naturwissenschaften genommen haben. Es geht um Vorstellungen darüber, wie man sich die Zusammenhänge der natürlichen Welt („Weltbild“), dem Bild, das man sich von der Gesellschaft macht und dem Menschenbild denkt. Das prominenteste Beispiel ist die berühmte Figur der Strukturgleichheit des Makro- und Mikrokosmos. Daher wird es interessant sein, sich mit der Vielfalt unterschiedlicher Menschen-, Welt- und Gesellschaftsbilder und den Beziehungen untereinander zu befassen (Gloy 1996, Fischer 2014, Dülmen 1998).

Das Wissen der Künste steht im Mittelpunkt des dritten Teils dieser Arbeit, wobei auch hier die Fähigkeit zu einer künstlerischen Praxis in ihrer Entwicklung in der Anthropogenese nachvollzogen werden soll (Frey 1994; Fuchs 2011). Trotz der oben erwähnten Unvermeidbarkeit künstlerischer Denkweisen in den Wissenschaften wurden in der Geschichte immer wieder die Künste, aber auch die Religion, der Mythos oder esoterische Ansätze den Wissenschaften und es wurden Glauben, Fühlen, Träumen, Erzählen dem Wissen als Gegner gegenübergestellt. Ich denke, dass man zeigen kann, dass eine solche schroffe Gegenüberstellung nicht richtig ist, sodass man etwa von einer Vernunft im Mythos ebenso sprechen kann wie von mythologischen Denkfiguren im Bereich der Vernunft (so etwa Hübner in Kemper 1989 oder Fischer a. a. O.).

Dass solche Überlegungen nicht bloß abstrakt bleiben und mit unserer Gegenwart nichts zu tun hätten, wird deutlich an gegenwärtigen Debatten zur „Wissensgesellschaft“ und zur Digitalisierung. Bei soziologischen Analysen unserer Gesellschaft und insbesondere bei politischen Strategien, die im Moment mit erheblichen Mitteln durchgesetzt werden sollen, spielt die Frage nach dem dahinter stehenden Verständnis von Wissen und Wissenschaft eine entscheidende Rolle. Politisch relevant werden solche Untersuchungen über Wissensformen auch dort, wo über Fake News oder „alternative Fakten“ im politischen Raum gesprochen wird. Es wird also darum gehen, Argumente gegen eine Monopolisierung bestimmter Wissensformen zu formulieren, ohne zugleich einem Relativismus und damit einer Destruktion von Wahrheit das Wort zu reden.

Insbesondere spielt die Pädagogik in all diesen Prozessen eine entscheidende Rolle. Bereits in der Anthropogenese kann man erkennen, dass sich eine kulturelle Entwicklung des Menschen nur über das Lernen jedes einzelnen Individuums ergeben kann (so etwa Günter Dux). Kulturelle Evolution muss als Lernprozess verstanden werden. Die oben angesprochene Frage der Verteilung von Wissen wurde unter anderem dann konkret, als sich ein immer ausgedehnteres System von Bildungseinrichtungen etablierte. Der „Lehrplan des Abendlandes“ (Dolch) bringt dabei zum Ausdruck, welches Verständnis von Wissen und welche Konzeption einer Verteilung von Wissen an die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung in den verschiedenen historischen Etappen vorgefunden werden können. Auch heute ist die bereits von Comenius formulierte Forderung einer „Bildung für alle“ keineswegs erfüllt: Wissenskulturen, Gesellschaftsstrukturen und politische Machtverhältnisse stehen in einer engen Beziehung zueinander.

Insgesamt zeigt sich bei dieser Studie, dass zumindest als heuristisches Prinzip Gegensatzpaare beleuchtet werden können: u. a. ganzheitliches versus zerlegendes Denken, Digitales versus Analoges, Diskursives versus Präsentatives, Bild versus

Begriff, Kognition versus Emotion, Weisheit versus Wissenschaft, Wissenschaft versus Ästhetik, organisches Denken versus Maschinendenken, Exoterik versus Esoterik, Magie und Mythos versus Vernunft, Herrschaft versus Anschauung, Lebenswirklichkeit versus Szientismus.

Zur Vorgehensweise ist neben der Betonung des genetischen Aspekts darauf hinzuweisen, dass ich die Ausführungen in den ersten Teilen bewusst knapp halte und auf die Frage der Entwicklung von Wissensformen begrenze, zumal ich in anderen Büchern verwandte Themen ausführlicher behandelt habe (z. B. Fuchs 2011 und 2017). Es ist also nicht geplant (und es wäre auch nicht möglich gewesen), eine Geschichte der Wissenschaft zu schreiben. Solche Darstellungen gibt es bereits in größerer Zahl und ich werde auf einige immer wieder zurückgreifen. Vielmehr geht es mir um grundsätzliche Entwicklungslinien und Strukturprinzipien, die in den angesprochenen Publikationen vorgeschlagen wurden und die dem angestrebten Vergleich von wissenschaftlichem Wissen und dem Wissen der Künste dienen können.

Ein solcher Vergleich könnte – wie erwähnt – zum Ergebnis haben, dass sich wissenschaftliches und künstlerisches Wissen ergänzen, dass es ein akzeptiertes Nebeneinander von beiden Wissensformen gibt oder dass man von einem Konkurrenzverhältnis ausgehen muss.

Ein Konkurrenzverhältnis gab es bereits in der griechischen Antike, als der Philosoph Platon vehement gegen die Künste und ihren Einfluss in der Polis kämpfte: Er wollte stattdessen seine eigene Philosophie als geistige Grundlage des Polislebens durchsetzen. Auch später gab es erhebliche Widerstände gegen eine zu weitgehende Akzeptanz der Künste, weil diese mit den Sinnen und der Sinnlichkeit des Menschen aufs engste verbunden sind und der Mensch auf dem europäischen Kontinent vorwiegend als rationales Wesen verstanden wurde. Selbst für die jüngere Zeit ist von dem Maler Georges Braque noch der Ausspruch überliefert: Die Sinne lügen. All dies wird – wie erwähnt – in den späteren Teilen dieses Buches genauer untersucht.

Es wurde aber auch schon angesprochen, dass man es in den ersten 1500 Jahren unserer Geschichte nach der Zeitwende mit einer anderen Konkurrenz zu tun hatte: nämlich mit der Konkurrenz zwischen der christlichen Religion, der dazugehörigen Theologie und dem Glauben, einer sich allmählich von der Theologie emanzipierenden Philosophie und einer entstehenden Naturwissenschaft. Es geht also um die Beziehung zwischen Glauben und Wissen, die von vielen als zentraler Kulturkonflikt (mit erheblichen Auswirkungen auf die Politik und die Beziehung der Völker) gesehen wird.

Jürgen Habermas (2019) hat in einer umfangreichen Studie eine Genealogie dieses Spannungsverhältnisses vorgelegt, die von der Menschwerdung bis heute reicht. Einige wenige Hinweise auf diese Studie sind hilfreich, weil sie (natürlich bedeutend ausführlicher und auch sachkundiger als der vorliegende Text) Entwicklungen beschreibt, die auch Thema dieses Textes sind. Es ist sinnvoll, von der Zielvorstellung von Habermas auszugehen, die ihn letztlich auch zu seiner umfangreichen Analyse motiviert hat. Sein Leitziel ist das Konzept einer selbstverantwortlichen Lebensführung in Freiheit. Es handelt sich um eine „vernünftige Freiheit“ (so der Untertitel von Bd. 2), wobei es sich bei seinem Vernunftkonzept um das von ihm in den letzten Jahrzehnten entwickelte Konzept einer „kommunikativen Vernunft“ (Habermas 1981) handelt. Es geht um ein nachmetaphysisches Denken, also ein Denken, das ohne einen nicht mehr zu begründenden Bezug auf Gott oder andere metaphysische Grundbegriffe auskommt.

Er beschreibt den Entwicklungsweg zu einem solchen Vernunftkonzept als Lernprozess, wobei ein (Um-)Lernen immer dann notwendig wurde, wenn die vorhandenen Denkmodelle auftretende Widersprüche nicht mehr verarbeiten konnten. Solche Widersprüche traten auf, als etwa mit der verstärkten Rezeption und dem Bekanntwerden der Schriften von Aristoteles im späteren Mittelalter andere und weitergehende Ansprüche an die Konsistenz theologisch-theoretischer Entwürfe gestellt wurden, als bislang vorhanden waren.

Habermas verfolgt also einen epistemologischen Ansatz, der zwar die Eigenlogik und Eigendynamik philosophischer Reflexionen respektiert, der aber in quasi materialistischer Weise das Denken der Menschen in ihren sozialen, politischen und kulturellen Kontexten interpretiert. Genau hierin sieht er auch die Aufgabe einer nicht auf ein positivistisches Wissenschaftsverständnis verkürzten Philosophie: die jeweiligen Lebensverhältnisse im Hinblick auf das Ziel (der Realisierung einer selbstverantwortlichen Lebensführung) zu reflektieren.

Insbesondere kommen daher Rahmenbedingungen und Umstände in den Blick, die einerseits ein solches Leben (für alle) befördern bzw. die es begrenzen oder sogar verhindern können. Es gilt der Leitspruch von Kant, dass (in seiner klassischen Formulierung) Aufklärung der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit sei. In dieser Hinsicht kann Habermas als Nachfolger von Kant verstanden werden. Habermas zeigt, wie sich die Idee eines Menschenrechtes und wie sich demokratische Vorstellungen von Selbstbestimmung und Autonomie allmählich durchsetzten. Interessant ist, dass all die später säkular verstandenen Begriffe und Konzepte in der Moralphilosophie, in der Politik und in den Wissenschaften entstanden sind aus ursprünglich religiös-theologischen Grundbegriffen.